



Illustriertes Unterhaltungsblatt

Wöchentliche Beilage zur
Chorner Ostdeutschen Zeitung.
 Verlag der Buchdruckerei der Chorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.

1901. * № 27.

Ums Geld.

Roman von **Gustav Johannes Krauß.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Beim Nachtiſch wurde Hohenberger ein Paket gebracht. „Die Verlobungskarten!“ ſagte er, während er die Verſchnürung löſte. „Ich habe ſie hierher bringen laſſen.“

Nauſcher dachte flüchtig daran, daß die Karten jezt unmöglich aus der Druckerei kommen konnten. Es war ja ſchon lange nach zehn Uhr. Aber da reichte ihm Hohenberger ſchon eines der zierlichen Blätter herüber.

„Bitte, lieber Schwiegerpapa! Gefallen ſie Ihnen?“

Nauſcher ſetzte den Kneiſer auf und betrachtete die Druckſache. Sehr fein ausgeſtattet, ſonſt ganz in der üblichen Form. Eine zweiteilige Karte, links zeigte Hohenberger ſeine Verlobung mit Fräulein Eva Nauſcher an, rechts die Familie Nauſcher die Verlobung ihrer Tochter Eva mit Herrn Rudolf Hohenberger.

Er wollte das Blatt ſchon weitergeben, als ſein Blick plötzlich auf ein Wort fiel, das ihm biſher entgangen war. Er ſah etwas unſicher zu Hohenberger hinüber und ſagte: „Da iſt ein Irrtum paſſiert. Es heißt hier: Chriſtian Nauſcher, Oberbeamter der „Concordia“ — das bin ich nicht.“

„Nein, ſo was!“ antwortete Hohenberger und ſchüttelte mißbilligend den Kopf. „Ein Irrtum in der Verlobungskarte! Jezt müſſen wir's neu drucken laſſen.“

Jezt ſchlug Steinberg wieder an ſein Glas. „Meine verehrten Herrſchaften,“ begann er pathetiſch, „unſer liebenswürdiger Wirt hat den Schelm im Nacken. Herr Nauſcher iſt in der That Oberbeamter der „Concordia“, ſchon ſeit dem Erſten dieſes Monats. Den Beweis für meine Behauptung habe ich hier mitgebracht.“

Er griff mit großartiger Handbewegung in die Bruſttasche ſeines Fracks und brachte einen Brief hervor, den er dem Brautvater mit liebenswürdigem Lächeln überreichte.

Frau Nauſcher ſank bei dieſer Nachricht und beim Anblick des Dokumentes in freudigem Schreck in ihren Stuhl zurück. Der Brief war ein Dekret. Sie kannte es ſchon an dem Umſchlag.

Und Oberbeamter gar! Da bekam er gewiß eine ganze Menge mehr Gehalt, ihr Chriſtian. Hohe Zeit war's, und er verdiente es längſt, aber bekommen hätte er es doch nicht ohne die Eva. Ja, die Eva — der Gottesſegen! Gerührt blickte ſie zu der Tochter hinüber, die ihr freundlich zunickte.

Steinberg hatte indeſſen in ſeiner Rede fortgefahren. Er hatte das Lob der Geſchäftstüchtigkeit Chriſtian Nauſchers in den höchſten Tönen geſungen und auf das tieſte bedauert, daß dieſer hervorragende Mann ſich durch einen formellen Verstoß für einige Jahre ſelbſt auf einen Poſten verbannt habe, auf dem ſeine Fähigkeiten keinen rechten Raum zur Entfaltung fanden.

„Ich war niemals Ihr Feind,“ wandte Steinberg ſich an Nauſcher, der ihn ruhig anſah; „gleich damals bei unſerem Rencontre

ſagte ich mir im ſtillen: Der Nauſcher iſt im Recht. Aber laut das zugeben durfte ich nicht. Sie waren zu ſchroff gegen mich aufgetreten. Und als ehemaliger Militär wiſſen Sie ja, eine wie wichtige Sache die Aufrechterhaltung der Diſziplin in einem großen Körper iſt. Heute aber iſt über die Sache Gras gewachſen. Sie holen jezt mit einem Ruck ein, was Sie in dieſen lezten Jahren hätten erreichen können, wenn alles glatt gegangen wäre. Meine herzlichſten Glückwünſche, Herr Kanzleivorſtand! Und auf ungeſtörtes Zuſammenarbeiten, auf dauerhafte gute Freundschaft zwiſchen uns!“

Er ſtieß mit Vater Nauſcher an, um den ſich auch die anderen mit ihren Gläſern drängten, um ihm Glück zu wünſchen. Selbſt Karl und Fanny. Karl ſtrahlte ſchon über das Geſicht, was ja zur Hälfte auf die Rechnung des ungewohnten Champagners zu ſetzen war, zum anderen Teile ſich aber durch den guten Eindruck erklärte, den der junge Mann von dem Bräutigam ſeiner Schwweſter gewonnen hatte.

„Doch ein patenter Kerl!“ flüſterte er dem Vater zu, während er ihm das Glas entgegenſtreckte. „Das war nett von ihm, daß er das benirrt hat.“

Nauſcher antwortete nicht; er ſah ziemlich ernt daren, während er die Glückwünſche von rechts und links entgegennahm. Nur den ſeiner Frau beantwortete er mit einem gerührten Lächeln.

„Deinetwegen freut's mich, Mutter!“ ſagte er leiſe zu ihr. „Du wirſt dir's jezt leichter machen können. Und das tröſt't mich darüber, daß —“

Er blickte nach Eva, die dem Vater ſchon gratuliert und ſich dann wieder nach ihrem Plaze zurückbegeben hatte, und ſchüttelte den Kopf.

Die ſo lange vermifſte Feſtſtimmung ſtellte ſich nun endlich ein. Frau Nauſcher vor allem geriet, ſobald der erſte freudige Schreck über die Beförderung ihres Mannes überwunden war, immer tiefer in jene von Zeit und Raum gelöſte Glückſeligkeit, für die der Wiener den Ausruf hat: „Verkauft's mein G'wand, ich fahr' in 'n Himmel!“ Beinahe hätte ſie eine Rede gehalten. Der Student behandelte den lezten Teil des Feſtmahls als „Fidelitas“, ſtimmte Lieder an, erzählte Schnurren und ließ



Der „Weiberbraten“ in Berghausen: Das Komitee der Milchfrauen. (S. 211)

bei jeder Gelegenheit eines oder das andere Mitglied der Tafelrunde „in die Kanne steigen“. Seine Lustigkeit riß die anderen mit, sogar Fanny. Nur Eva saß in vornehmer Ruhe zwischen Hohenberger und Steinberg, der ihr den ganzen Abend über in einer sehr vorsichtigen, aber trotzdem sehr nachdrücklichen Weise den Hof machte. Jeder außer Eva selbst mußte glauben, seine Aufmerksamkeiten gälten einzig und allein der Braut seines verehrten Freundes und Gönners, wie er Hohenberger im Laufe des Abends immer wieder genannt hatte. Eva aber hatte mehr als einmal Veranlassung, den Zubringlichen in die Schranken, die er übersteigen wollte, zurückzuweisen.

Sie that das mit so vollendeter, weltbamenhafter Kunst, als hätte sie sich seit ihrer frühesten Jugend in der großen Gesellschaft bewegt. Ihre Mittel waren sie denkbar unauffälliger: ein Blick, die bedeutsame Betonung eines Wortes in einer sonst unversänglichen Sage, ein flüchtiges Zusammenziehen der feinen Brauen. Kein Mensch sonst merkte etwas, am wenigsten Hohenberger, der ihr fortwährend verliebtes Zeug in das Ohr flüsternte, der Herr Direktor aber hatte jedesmal seine kalte Dusche weg.

15.

Am nächsten Morgen erhob sich Fanny so früh und so verstimmt von ihrem Lager, als wäre sie nicht um drei Uhr nachts in sehr heiterer Laune nach Hause gekommen.

In den Zimmern war ihres Bleibens nicht. In jedem hätte sie mindestens einen, der schlafen konnte und wollte, gestört. Ihr Zimmer teilte sie mit Eva und der kleinen Kathi, im Speisezimmer schlief Karl auf dem Diwan, der jeden Abend auf ziemlich umständliche Weise in ein Bett für ihn verwandelt wurde, und das dritte Zimmer der Wohnung war die Schlafstube der Eltern. So steckte sie denn, nachdem sie in ihre Hauskleidung geschlüpft war, vor dem Spiegel flüchtig ihr Haar auf, nahm sich ein Handtuch vom Waschtisch und schlich hinaus in die Küche.

Unter der Wasserleitung wusch sie sich das heiße Gesicht und ließ das kalte Wasser über die Arme strömen. Ah, das that wohl! Dann riß sie das Fenster auf, sah zu dem roten Morgenhimmel hinauf und sog in tiefen Zügen die frische, kühle Luft ein.

Ihr wurde bedeutend leichter ums Herz, ganz aber wollte der Druck, der auf ihr lastete, nicht weichen. Sie hatte kaum eine Stunde geschlafen und allerlei Wirres, Schreckliches und Vangesesammeln geträumt, in dem Franz immer wieder vorkam. Dann hatte sie eine Zeitlang halb wach gelegen, eine Beute unklarer, müßiger und her wogender, beängstigender Vorstellungen, bis sie sich endlich aus dem fieberhaften Taumel mit einem Ruck aufgerissen und sich in das Morgenlicht und die Wirklichkeit geschüchtet hatte.

Die Nachtgespenster hatten ihr freilich hierher, an das offene Fenster, zu dem die Luft so kühl und frisch und lebendig hereinströmte, nicht folgen können. Dafür aber kamen die Gedanken über sie. Herbe, bittere Gedanken.

Sie war über sich selbst ungehalten. Warum war sie gestern doch mitgegangen? Freilich, das hatte sie thun müssen um des Vaters willen. Es war ja sein Direktor da. Und hingehen und mit einem saueren, finsternen Gesicht das Fest vergällen, war noch weniger angegangen als ganz wegzubleiben. Sie hatte sich Zwang anthun müssen.

Deshalb zürnte sie sich auch nicht. Aber sie hatte sich nur im Anfang Zwang angethan. Später war sie wirklich, von innen heraus fröhlich gewesen. Die Lederbissen, der Champagner, die Freude über Vaters große Gehaltserhöhung — tausend Gulden bekam er in seiner

neuen Stellung mehr! — das vornehm ausgestattete, feenhaft beleuchtete Zimmer in dem berühmten Gasthose, von dem sie nie geglaubt hätte, daß sie ihr in ihrem Leben betreten würde — alles das hatte zusammengewirkt, sie gegen das Ende des Mahles in eine fröhliche, glückselige Stimmung hineinzuversetzen, deren sie sich jetzt qualvoll schämte.

Wie hart und lieblos hatte sie über Eva geurteilt! Und jetzt, um was war sie besser als Eva? Eva hatte Franz, den sie kaum liebte, verraten, weil ihr der andere Herrlichkeiten wie die des gestrigen Abends für ihr ganzes Leben bot. Tag für Tag lebte Eva als Frau Hohenberger in solchen und noch schöneren Räumen, Feste wie das gestrige gab sie künftig in ihrem eigenen Hause, täglich fuhr sie in der Equipage spazieren, und alles gehörte ihr: das Haus mit den Prunkzimmern war ihr Haus, die Pferde waren ihre Pferde, bei den Festen war sie die Hauptperson.

Fanny aber hatte das alles nur für einen



König Viktor Emanuel III. von Italien und seine Gemahlin. (S. 211)

Abend zu kosten bekommen, als unbeachtete Mitläuferin bei einer Gelegenheit, bei der man sie eben mit in den Kauf nehmen mußte. Und doch hatte sie über diesen nichtigen Aufwinden Franz vergessen. Den Franz, den sie liebte. Er rang zu Hause in seinem einsamen Zimmer mit allen Qualen der Hölle, und sie lachte und jubelte. War das nicht ein Verrat, noch schlimmer als der von Eva verübte?

Während Fanny mit solcher Grausamkeit gegen sich selbst wütete, stand im Hintergrunde ihres Bewußtseins riesengroß und schwarz wie die Nacht ein fürchterlicher Gedanke, eine dumpfe Ahnung, die ihr den Schlaf geraubt und die Träume vergiftet hatte. Wenn Franz sich etwas anthat! Mehr als einmal hatte es sie gepackt, daß sie am liebsten hingelaufen wäre, nach ihm zu sehen. Aber die Mädchenscheu hielt sie zurück. Was für Augen würde seine Mietsfrau machen! Und der Hausmeister! Die Thore waren gewiß noch nicht aufgesperrt. Sie hätte anläuten müssen und angeben, zu wem sie ging.

Sie atmete ordentlich auf, als es klingelte. Der Bäckerjunge! Gottlob, jetzt begann es lebendig zu werden. Nun kam bald auch die Zeitungsfrau und der Milchmann, sie mußte Vaters Bureauanzug bürsten, das Frühstück bereiten — kurz, der Werktag begann. Vor der Arbeit mußten die Dummheiten weichen.

Denn das mit dem Franz war doch nur Dummheit. Lächerlich! Franz Neumeier wurde nicht zum Selbstmörder.

Da klingelte es wieder. Aber nicht behutsam und vorsichtig, wie Geschäftsleute, die den Morgenschlaf ihrer Kunden ehren, die Klingel ziehen, sondern heftig und laut. Wie ein Angstschrei oder ein Hilferuf gellte der Ton in Fannys Ohren.

Wie ein Berg stürzte die Angst wieder über sie her. Sie stand einen Augenblick regungslos und starrte mit weit aufgerissenen Augen nach der Thür. Dann schüttelte sie die Lähmung gewaltsam ab, stürzte hinaus ins Vorzimmer und öffnete.

Eine ältliche Frau stand draußen, die Fanny in ihrem Leben nicht gesehen hatte. Die fragte hastig: „Bin ich da recht beim Herrn Klauscher?“

„Ja.“
„Dann sind Sie wohl die Fräul'n? Die Braut von mein' Zimmerherrn, dem Herrn Neumeier?“

Fanny wäre fast zusammengebrochen bei der Frage. Ihre Ahnung! Sie griff nach dem Thürstock, um sich auf den Beinen zu erhalten, und fragte tonlos: „Is er . . . is ihm was g'schehn?“

Die Fremde sah sich ängstlich um, ob sie auch niemand hören könne. Dann drängte sie sich herein ins Vorzimmer, zog Fanny auch herein und drückte die Thür zu.

Nun begann sie der vermeintlichen Braut ihres Zimmerherrn — die mußte das Fräulein nach ihrem Verhalten ja sein — ihre Befürchtungen hastig mitzuteilen.

„I hab' d' größte Angst, er thut sich was an!“ raunte sie jammernd. „Vorgestern is er z' Haus' kommen, um die Zeit, wo er hätt' im Dienst sein müssen, ganz außer sich. So desperat hat er ausg'schaut, daß mir's d' Red' verschlagen hat vor Schrecken. „Jesses, Herr Neumeier!“ sag' i, „wie kommen denn Sie daher? Und wie Sie ausschau'n! Is Ihnen was passiert?“ — „Mir is weiter nig,“ sagt er und schnattert dabei mit die Zäh'n, daß er kaum hat reden können. „Ein bißel nit recht gut is mir. Ich hab' mich im Amt krank g'meld't.“ — „Jesses,“ sag' i, „soll i Ihnen ein' Thee kochen? Oder zum Doktor schiden?“ — Er aber sagt gar nig, sondern deut't nur immer mit 'm Kopf nein und geht in sei' Zimmer.“

„Nun, und —?“ fragte Fanny.

„Und seitdem is er nit mehr 'raus'kommen,“ fuhr die verängstigte Frau fort. „Kein Bissen gessen, nig 'trunken wie Wasser. Und 's Bett nit ang'rührt. D' ganze Nacht heut' und gestern hat er Licht g'habt. Ich hab' alle Stund' durchs Schlüsselloch 'reing'schaut, weil er mir 's Hereinkommen verboten hat. I bitt' Ihnen, der Herr Neumeier, der sonst d' Höflichkeit selber is! Na, und heut' früh hab' ich g'sehn, daß er g'schrieben hat, allerweil g'schrieben. Du mein Gott, du mein Gott, hab' i m'r denkt, jetzt thut sich der g'wiß was an! Und hab' nachdenkt, zu wem ich gehn soll. — Verwandte hat er keine in Wien, wenigstens weiß ich keine. — In's Amt? — Da hätt' ich ihm am End' g'schad't. — Zu der Polizei? — Ja, was kann die Polizei da machen, wenn einer so was thun will? — Da sind Sie mir eing'fallen, Fräul'n. Ihr' Adress' hab' ich g'wußt, weil ich ja mein' Schani öfters hab' mit ein' Briefelr' herschicken müssen. Na, und wenn wer eine Nacht über ihn hat, so müssen's doch Sie sein.“

Fanny hatte den Umhang, den sie bei Wirtschaftsgängen umzunehmen pflegte und der daher in der Küche hing, vom Nagel gerissen, ihn eilig über die Schultern geworfen und die Wohnungsthür geöffnet.



Art von Pottwal sein, der sich nach der Molukkensee verirrt hat."

"Nein," rief ich, "das ist ganz gewiß kein Pottwal!"

"Hm," brummte er, "ich vermute, so eine Art Mißgeburt von Pottwal." Und dann setzte er tief sinnig hinzu: "So gut die Mißgeburten unter Menschen vorkommen, mag es auch wohl solche bei den Pottwalen geben."

Ich würdigte ihn keiner Antwort mehr, sondern beobachtete unausgesetzt das Meerungeheuer.

Es war ohne Zweifel eine Seeschlange. Drei Bogenwindungen des riesigen walzenförmigen Leibes erschienen über Wasser. Die scheinbare Länge des Tieres war etwa achtzig Fuß; ausgestreckt mußte es aber noch bedeutend länger sein. Der Leib war mit glänzenden, dunkelfarbigen Schuppen bedeckt; nur vorne am Hals und am kolumbischen Kopfe, der Form nach dem Kopfe des Gangeskrokodils ähnlich, sah ich breite mattweiße oder silbergraue Querstreifen. Die Augen vermochte ich nicht ganz deutlich zu erkennen; möglich, daß sie grünlich waren. Der Schwanz des Ungeheuers, der nur einmal blitzschnell zum Vorschein kam und, das Wasser zu Schaum peitschend, ebenso schnell verschwand, schien mir einem Fischschwanz zu gleichen. Das Tier hob Hals und Kopf aus dem Wasser und öffnete den ungeheuren Rachen so weit, daß es ein Fischerboot bequem hätte verschlingen können; es blies nach schräger Richtung einen gewaltigen Wasserstrahl in die Luft. Darauf versank es plötzlich. Die seltsame Erscheinung hatte etwa sieben Minuten gedauert.

In diesem Augenblick kam Kapitän Aries halb angekleidet, noch schlaftrunken, an Deck gestolpert.

"Eine riesige Seeschlange giebt's zu sehen?" fragte er. "Wo ist denn die Bestie?"

"Seider kommen Sie um eine Viertelminute zu spät, Kapitän," sagte ich. "Die Seeschlange ist soeben wieder untergetaucht."

"Das thut mir leid! Ich hätte sie auch gerne gesehen. Wie lang war sie denn ungefähr?"

"Achtzig bis hundert Fuß, vielleicht auch noch länger."

"Alle Wetter! Bermüht, daß ich das verpaßte! Hätte auch gern die Bekanntschaft des Ungeheuers gemacht!"

"Vielleicht taucht sie noch einmal wieder auf," sagte ich.

Danach beschrieb ich ihm genau das Aussehen der Seeschlange. Der alte Zimmermann sprach dann auch seine besondere Meinung darüber aus.

Kapitän Aries schüttelte zu meinem Bericht etwas ungläubig den Kopf. Mehr Glauben schien er der Ansicht des Zimmermanns zu schenken. Aber ich hatte doch das seltsame Tier durch mein Doppelglas viel besser und genauer gesehen als der Alte mit seinen unbewaffneten Augen.

Wir hielten noch eine Zeitlang sorgsam Ausguck, unterdessen das Schiff unter schwachem Segeldruck weiter glitt. Aber das Meerungeheuer kam nicht wieder zum Vorschein.

Nachher erkundigte ich mich bei dem Kasfaren, was er eigentlich mit dem Worte "Chacon" gemeint habe.

Er erzählte mir, zuweilen würden die eingeborenen Fischer an den Küsten von Celebes, Borneo, der Philippinen und anderer großer und kleiner Inseln erschreckt durch das Auftauchen eines ungeheuren schlangenhähnlichen Fisches. Freilich vergingen oft zehn und mehr Jahre, ehe man wieder einmal von einem solchen Vorfalle höre. Das wäre der Chacon. Später las ich zufällig den gedruckten Bericht des englischen Kapitän Biddington, der im Dezember 1829 nahe der Celebesküste ein solches Meerungeheuer gesehen hatte. Fischer von Celebes, die mit ihren kleinen Fahrzeugen auch in der Nähe gewesen, hätten mit gellendem Geschrei das Tier

"Chacon" genannt und sich in größter Angst geflüchtet. Das stimmte also überein mit der Aussage des Kasfaren. Kapitän Biddington berichtete dann weiter: da er Harpunen an Bord gehabt, so habe er versucht, das Ungeheuer zu harpunieren. Es sei ihm aber nicht geblieben.

Während der Weiterfahrt mußte ich manche scherzhafte Stichelrede meines gutmütigen Kapitän wegen der Seeschlange anhören. Er gelangte immer fester zur Ueberzeugung des Zimmermanns: das Ungeheuer müsse ein abnorm gebildeter Pottwal gewesen sein. Natürlich widersprach ich stets.

Wir segelten nach Batavia, komplettierten dort unsere Ladung und steuerten dann dem fernen Heimathafen zu, wo wir nach schneller guter Fahrt wohlbehalten anlangten.

Es wurde bald durch meine eigene Erzählung und durch die Späße des Kapitän Aries in weiteren Kreisen bekannt, daß ich der Mann sei, der durch ein gutes Doppelglas eine Seeschlange im Molukkenmeer gesehen habe.

Niemand interessierte sich mehr dafür als Herr van der Meulen. Er lud mich aufs dringendste zu einem Besuche ein und sprach dann weitläufig mit mir über die Sache, indem er sich äußerst freundlich und zuvorkommend gegen mich benahm. Nachdem ich meine Seeschlange aufs genaueste beschrieben, und er die Feine ebenso genau, gelangten wir beide zu der freudigen Ueberzeugung, daß meine Seeschlange, die ich im Molukkenmeer gesehen, identisch sein müsse mit seiner Seeschlange, die er dreiundzwanzig Jahre zuvor erblickte in der Straße von Makassar, zwischen Celebes und Borneo.

Das war ein herrlicher Triumph für ihn! Er wurde geradezu liebevoll gegen mich gesinnt. So oft wie nur möglich mußte ich ihn besuchen. Wenn große Gesellschaft bei ihm war, so mußte ich immer dabei sein und von der Seeschlange erzählen. So hatte ich denn treffliche Gelegenheit, der schönen Justine den Hof zu machen, ihre Zuneigung und Liebe mir zu erringen.

Herr van der Meulen hatte mich wegen der Seeschlange so lieb gewonnen, daß er mir gern seine Tochter zur Frau gab, als ich bei ihm um Justinens Hand anhielt. So machte ich denn eine sehr gute Heirat und wurde Kapitän eines schönen Schiffes, welches zur Reederei meiner beiden Schwäger gehörte.

Ich machte noch einige große Fahrten nach Ostindien, durchsteuerte auch noch zweimal das Molukkenmeer und hielt bei solcher Gelegenheit sorgsam Ausguck nach der Seeschlange, aber so viel ich auch danach umherspähte, das Ungeheuer tauchte nicht wieder vor meinen sehnsüchtigen Blicken auf. Später gab ich dann die Schiffsahrt auf und trat in die Reederei meiner Schwäger als Teilhaber ein, hatte also keine Gelegenheit, der Sache weiter nachzuforschen. Aber für mich besteht kein Zweifel, daß es wirklich Seeschlangen giebt."

Kapitän Gerrit Tetens hatte seine höchst interessante Geschichte beendet. Er forderte ein drittes Glas Grog, denn auch während der Erzählung hatte er mehrmals für nötig gehalten, sich die Kehle ein bißchen anzufeuchten.

"Ich hielt es schon früher für möglich, daß es Seeschlangen geben könne, jetzt aber, nach der Erzählung des Herrn Kapitän, glaube ich unbedingt an die wahrhaftige Existenz derselben!" rief ich, und der Kapitän blinnete mich freundlich und wohlwollend dafür an.

Dann trank er mit Behagen das dritte Glas Grog aus, stand auf und winkte mich zu sich. Zur Seite tretend, schlug er mich auf die Schulter und flüsterte: "Sie sind ein braver Junge, aber auch ein Schlaufkopf. Na, meiner wegen soll die Seeschlange auch Ihnen zu Hilfe kommen! Ich erwarte Sie morgen zu Tische und denke, meine Anna wird mit dem Gaste

schon zufrieden sein." Darauf verabschiedete er sich und verließ das Lokal.

Kurz nachher gingen auch wir anderen fort. Mit einem meiner Freunde, einem Gymnasiallehrer, schritt ich eine Strecke weit durch die gasbeluchtete Straße. Die Seeschlange lag ihm ja noch immer im Magen. Er konnte gar nicht verdauen.

"Die Frage ist durch des Kapitän's Erzählung noch keineswegs entschieden," meinte er. "Denn er hatte ja ein großes Interesse daran, eine Seeschlange zu sehen, um sich dem alten van der Meulen gefällig zu erweisen. Wahrscheinlich wird's doch nur ein abnorm gebildeter Pottwal gewesen sein, aus welchem er äußerst pfliffig sich eine Seeschlange konstruierte, weil er eine solche so gut gebrauchen konnte, um sich bei dem für Seeschlangen schwärmenden Herrn van der Meulen recht in Gunst zu setzen und eine reiche und schöne Braut zu erwischen. Ja, so wird's gewesen sein. Die Wissenschaft ist mir doch glaubwürdiger als solche Kapitän'sberichte."

"Ich bin nicht Ihrer Meinung," versetzte ich, "denn —"

Doch er unterbrach mich. "Halt, bester Freund. Sie sind mir so wenig ein klassischer Zeuge wie der Kapitän Tetens, denn Ihnen geht's gerade wie ihm seiner Zeit mit Herrn van der Meulen!"

Damit verschwand er in einer Seitengasse. Am nächsten Mittag aber, nachdem ich meiner Anna den Verlobungsfuß gegeben und wir vergnügt bei Tische saßen, stand ich auf und hielt eine begeisterte Lobrede auf — die Seeschlange.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Der Esel. — Bei einem jener Jagdausflüge, die der König Viktor Emanuel von Italien, der Grovater des jetzt regierenden, in den Hochthälern von Aosta unternahm, gelangte er eines Tages ohne Begleitung an einen brausenenden Bach und bat einen in der Nähe arbeitenden Bauer, ihn gegen Entgelt hinüberzutragen. Der brave Mann zauderte, da das Wasser reißend, und der Jäger offenbar von erheblichem Gewichte war; aber der Anblick eines fünf-frankenthalers belegte seine Bedenken. Er lud sich den stämmigen Herrn auf den Rücken, ermahnte ihn aber, sich nicht zu rühren, da die Gefahr, auszugleiten und umgerissen zu werden, groß sei. Trotdem wandte sich der König mitten im Bache um, um zu sehen, ob seine Hunde nachfolgten. Die plötzliche Bewegung brachte den Träger auf den schlüpfrigen Felsblöcken zum Wanken. Es gelang ihm, den Sturz zu vermeiden, doch rief er ärgerlich aus: "Esel!" was der König prompt und ebenfalls in der ihm bekannten Volkssprache mit dem Zurufe erwiderte: "Der Esel bist du, denn du trägst mich!"

Das andere Ufer wurde glücklich erreicht, aber der Bauer enthielt sich nicht, seinem Unmut noch unersohlten Ausdruck zu geben: er hätte sehr leicht niederknien und sich zwischen den Felsen Arme und Beine brechen können. Auf die Bemerkung des Königs: "Ich hätte ja dein Schicksal geteilt" entgegnete er: "Ihr seid jedenfalls reich und habt eine gute Familie nicht im Glend gelassen. Ich aber habe drei Kinder, meine Frau und meine Mutter zu ernähren; wir plagen uns alle, und doch reicht es kaum zur Sättigung."

"Mit den fünf Franken," sagte Viktor Emanuel, "könnt ihr euch nun aber ein paar Tage satt essen."

Der andere dachte eine Weile nach, dann sagte er: "Die fünf Franken werde ich aber besser zu den anderen zwanzig in die Schublade thun."

"Wo zu?"

"Wenn wir fünfzig gespart haben, wollen wir einen Esel kaufen."

"Einen Esel?" rief lachend der König. "Warum nicht einen Gaul?"

"Einen Gaul?" fragte der Bauer. "Hätte ich einen Gaul, so wäre ich ein reicher Mann."

"Wie das?"

"Mit einem guten Lastpferde könnte ich des Morgens und des Abends Milch und Grünzeug in die Stadt bringen und allerlei Bedürfnisse für die Sommergäste herauschaffen."

Der König zahlte den bedungenen Trägerlohn, erkundigte sich nach der Wohnung des Mannes, der

wieder zu seiner Hacke griff, und nahm Abschied. Als der Bauer abends beim Besperläuten an seiner Hütte anlangte, fand er die Seinigen freudestrahelnd vor der Thür; unter dem Bordache aber war ein kräftiger Gaul angebunden. „Was soll das heißen?“ war seine erstaunte Frage.

„Das soll heißen, daß unser guter Vittorio, der König, den du durch den Bach getragen, dir Pferd geschickt hat und zehn funkelneue Stücke dazu, um einen Stall zu bauen und Pfergeschirr anzuschaffen und einen Karren!“

Der Bauer fiel fast um vor Erstaunen und Beschämung. „Der König? Vittorio? O, und ich habe ihn einen Esel genannt!“

Bei der ersten Gelegenheit ritt er auf seinem Pferde nach Turin, erwartete den König zur Stunde seiner Ausfahrt, sprang, als er ihn kommen sah, vom Pferde und trat mit abgezogenem Hut vor ihn hin.

„Tausend Dank, Majestät, der Himmel vergelte es Euch an Euren Kindern! Nicht Ihr, sondern ich war der Esel, daß ich Euch damals nicht erkannt habe.“

Der Erschossene. — In dem Feldzuge von 1797 hatte sich Feldzeugmeister Alvinzy entschlossen, in der Nacht vom 14. auf den 15. Januar einen entscheidenden Schlag auszuführen. Ein kluger Plan war erfunden, um die Franzosen auf den berühmten Höhen von Rivoli zu umzingeln und diese vielgepriesenen Linien zu durchbrechen. In aller Stille rückten die Kolonnen während der Nacht an die ihnen angewiesenen Punkte, und damit der Feind von dem ihm drohenden Schläge völlig unermutet überrascht werde, war jeder Schuß bei Todesstrafe verboten. — Ein Soldat von dem Regiment Jellachich sah sich bei dem Vordringen in dem occupierten Terrain plötzlich einem feindlichen Vorposten gegenüber. Vielleicht schien es ihm, als

ob der Franzose ihn ebenso bemerkte wie er ihn; genug, er drückte dem ausdrücklichen Befehle des Feldzeugmeisters zuwider sein Gewehr los. Kaum war das Geräusch des Schusses verhallt, als es sich auch schon an allen Enden rührte, und bald begannen die ehernen Schlände ihr verderbliches Spiel. Gleich nach dem Knall der Flinten sprengte auch der greise Feldzeugmeister herbei und fragte erzürnt, wer geschossen habe. Man hatte den unglücklichen Thäter bald ausfindig gemacht, und der General befahl, ihn unverzüglich hinter der Front zu erschießen. Es geschah, und der Soldat fiel, von drei Kugeln getroffen, zu Boden.

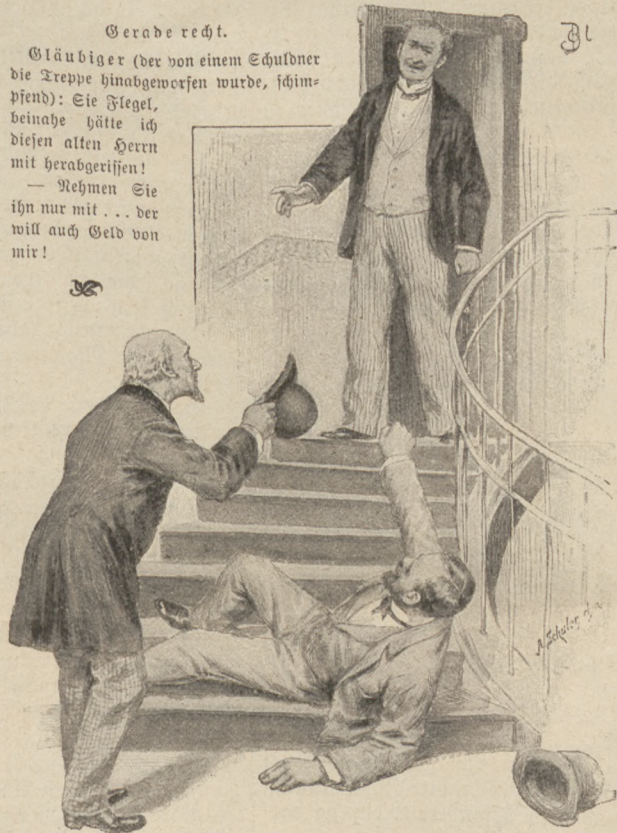
Im Jahre 1804 besichtigte der Feldmarschall Baron Alvinzy, damals kommandierender General in Ungarn, das Lager, welches ein Teil seines Armeecorps im Süden von Pest bezogen hatte. Unter anderen hatte auch das 53. Infanterieregiment — früher das Regiment Jellachich — dort seine Zelte aufge-

Humoristisches.



Die Hauptsache.

Anna: Wenn er mich nicht nimmt, geh' ich ins Wasser.
Olga: Was für ein Kleid wirfst du dazu anziehen?



Gerade recht.

Gläubiger (der von einem Schuldner die Treppe hinabgeworfen wurde, schimpfend): Sie Flegel, beinahe hätte ich diesen alten Herrn mit herabgerissen!

— Nehmen Sie ihn nur mit... der will auch Geld von mir!

stellt. An den Reihem derselben angekommen, nahm der Feldmarschall dem Obersten den Rapport ab. „Euer Excellenz erinnern sich vielleicht,“ sagte dieser, „an einen Mann, der am 15. Januar 1797 vor Rivoli erschossen wurde, weil er gegen Ihren Befehl sein Gewehr abgeschossen hatte?“

Auf die bejahende Antwort des Marschalls ließ der Oberst einen Mann vortreten und sagte: „Erlauben Euer Excellenz, daß ich Ihnen den Erschossenen vorstelle. Er wurde von dem vordringenden Feinde aufgehoben, und da man, trotzdem er von drei Flintenkugeln getroffen war, noch Lebensspuren an ihm entdeckte, in ein französisches Feldspital aufgenommen und geheilt. Seither war der Mann in französischen Diensten in mancher Herren Landen, aber das Heimweh überkam ihn zuletzt, und er hat sich diesen Morgen bei mir gestellt. Was befehlen Euer Excellenz, daß mit ihm geschehen soll?“

Es ist hier zu bemerken, daß damals noch die lebenslängliche Kapitulation in Oesterreich bestand.

Der Feldmarschall dachte eine Weile nach und sagte endlich: „Tote Leute, Herr Oberst, kann der Kaiser in seiner Armee nicht brauchen; Sie werden demnach Sorge tragen, daß der Mann seinen förmlichen Abschied bekommt.“

Das merkwürdige Ereignis nahm übrigens einen für den Soldaten recht günstigen Ausgang. Der Kaiser hatte Alvinzy ein großes Gut im Banate geschenkt, und auf demselben lebte der Erschossene noch manches Jahr als glücklicher Schloßwächter. [C. F.]

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 28.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 26:

Liebe ist die goldene Leiter, drauf das Herz zum Himmel steigt.

Ziffern-Rätsel.

1, 2, 3, 4, 5 vermag zu scheuchen
Das, was abends auf die Erde sinkt,
Was, wenn auch nur teilweise, muß entweichen,
Wenn uns jenes hell entgegenblinzt.

Ueberall, wo man sich freut, sich plaget,
In der Hütte auch auf 2, 1, 3,
Selbst wo hoch 4, 2, 1, 3, 5 raget,
Bringt man abends 1 bis 5 herbei.

Kunstreich ist's und mannigfach gestaltet,
Manchmal auch als 2, 3, 4, 5, 1,
Stets dem Zwecke dienend, daß entfaltet
Werden mag die Fülle schönsten Scheins.

Auflösung folgt in Nr. 28.

Logogriff.

Ich fühle mich von Natur getrieben,
Nächtliches Dunkel just zu lieben.
Mit anderm Fuß dem Lauf der Zeit
Stets pünktlich geb' ich das Geleit.

Auflösung folgt in Nr. 23.

Auflösungen von Nr. 26:

des Städte-Rätsels: Amiens;
des Trennungs-Rätsels: Ein Druck — Eindruck.

Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.